

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 63. Bromberg, den 18. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Und ehe er das alles fassen konnte, sah er eine zaghafte Hand tastend der seinen sich nahen, sie ergreifen, sah er ein Auge wie eines Kindes Auge bittend, flehend, bettelnd auf ihn sich richten.

„Wenn Sie gehen, Herr Vandekamp ... wohin Sie gehen, und wäre es bis an das Ende der Welt, nehmen Sie mich mit!"

Und als ob sie vor dem Ausbruch ihrer Leidenschaft erschrak, die sie nicht gewollt, die sie aber nicht mehr hatte hindern können:

„Eine Sekretärin werden Sie überall brauchen können. Ich will tun, was Sie von mir verlangen, will für Sie arbeiten, will Sie pflegen, wenn Sie krank sind. Lassen Sie mich nicht allein hier. Ich kann ohne Sie hier nicht in der alten Weise fortarbeiten — ich kann es nicht, Herr Vandekamp."

„Und Ihre Mutter?"

Seine Stimme war nicht mehr so gemessen wie bisher, auch die Hand nicht mehr so ruhig, die beschwichtigend über ihr schönes, dichtes Haar dahinstrich.

„Sie hat meine Schwester, zu der sie ziehen kann. Sie aber haben niemand ..."

„Ich habe meine Frau."

Langsam, jedes Wort für sich sprechend, als müßte er sich erst zu ihm emporraffen, hatte er es gesagt.

Damit aber hatte er sich wiedergefunden.

„Ich werde Ihnen nie vergessen, Fräulein Sentland, was Sie mir in dieser Stunde gesagt, was Sie mir gewesen sind. Ich übergebe Ihnen mein Werk. Das Beste und Liebste, was ich besitze. Das wird uns über alle Ferne hinweg verbinden. Jetzt aber gehen Sie!"

„Was war der Sentland denn?" fragte Timm als er gleich darauf zu seinem Vater trat. „Sie war ja ganz verändert ... wie aufgelöst war sie."

„Ich habe sie eben zur Prokuristin gemacht."

„Zur Prokuristin? Ohne mir ein Wort zu sagen?"

„Du wirst dir schon gefallen lassen müssen, daß ich jetzt manches tun werde, ohne dich oder einen anderen zu fragen, und mir gestatten, meinen Weg allein zu gehen. Er ist vielleicht nicht mehr weit, aber führen kann mich keiner auf ihm."

*

Die Vorgänge heute morgen im Kontor, die unerwartete Wendung, die sein Gespräch mit Söna Sentland genommen, die sich anschließende Unterredung mit seinem Sohn hatte doch stärker auf Friedrich Vandekamp eingewirkt, als er es sich merken ließ, als er mit derselben unbefangenen Miene, auf die er sich für die Seinen Tag für Tag einstellte, zum Mittagessen erschien.

Aber unmittelbar nach seiner Beendigung zog Vandekamp sich auf sein Zimmer zurück, suchte zu schlafen, fand aber weder Schlaf noch Ruhe, stand sehr bald wieder auf und überlegte, was er mit dem langen Nachmittag und Abend anfangen sollte.

Ins Freie wollte er ... in die frische Luft ... ans Meer!

Seit ihrer Übersiedlung nach Zoppot, hatte er seine Schwiegermutter nicht mehr gesehen. Die Ereignisse der letzten Wochen, die sich in so rascher und unerbittlicher Folgenotwendigkeit vollzogen, hatten alles andere in ihm ausgelöscht. Jetzt aber war es an der Zeit, das Versäumte nachzuholen.

Er schellte dem Stubenmädchen: der Wagen solle vorfahren.

Der Wagen sei nicht da. Herr Timm mit Fräulein Braut und das gnädige Fräulein hätten ihn eben zu einem Ausflug kommen lassen.

Er erwiderte nichts. Aber als er auf die Veranda trat, um mit seiner Frau Kaffee zu trinken, sagte er: „Es geht nicht, daß Timm über meinen Wagen verfügt; er hat dazu meine Einwilligung einzuholen."

„Nun, Timm ist schließlich doch auch selbständig und alt genug, um nicht erst nach allem fragen zu müssen."

Er war es gewohnt, daß sie in großen und kleinen Dingen unbedingt auf die Seite des Sohnes trat. Es hatte ihn schon manchesmal verdrossen.

„Es bleibt bei dem, was ich sagte. Vorläufig gehört der Wagen noch mir. Und wer ihn benutzt, hat mich um Erlaubnis zu fragen."

Sie mußte Rücksicht nehmen und durfte ihn nicht reizen. Diese ewige Rücksicht! Was war nur mit ihm vorgegangen? Früher war er doch viel sanftmütiger und nachgiebiger.

Im rohseidenen Anzug, den er lange nicht getragen, trat Vandekamp auf die sanft ansteigende Straße.

Zum Bahnhof war es noch eine ganze Strecke, auch die Haltestelle der Elektrischen und des Autobus lag in einiger Entfernung.

Er hatte keine Lust, scheute auch die Anstrengung, in dieser Hitze so weit zu gehen, und rief eine vorüberfahrende Taxe.

Aber als er in ihr saß, an Autobus und Elektrischen vorbeifuhr und unwillkürlich auf den mit rastloser Geschäftigkeit vorspringenden Taxenzeiger blickte, konnte er der Erwägung nicht wehren: daß er eine so unnötige Ausgabe doch hätte sparen und die Elektrische oder den Autobus benutzen können.

*

„Die gnädige Frau befinden sich vorne im Konzertgarten", beschied ihn der Pförtner. „Gnädige Frau haben Auftrag erteilt, jeden Besucher dorthin zu schicken."

Als er die steinerne Freitreppe hinunter, in den unmittelbar am Meer gelegenen Garten trat, sah er jeden Platz besetzt.

Eine größere, aus mehreren Tischen zusammengestellte und durch eine leuchtende Blumenfülle ausgezeichnete Tafel zog seinen spähenden Blick auf sich.

In ihrer Mitte thronte auf einem hochlehnigen, mit einem Gewinde aus Eichenlaub und roten Rosen geschmückten Stuhl Frau Sabine Wallburg-Werra.

Umgeben von einem Hofstaat, der aus den verschiedensten Menschen jeden Alters bestand, saß sie da. Und alle sagten ihr freundliche Worte und hörten ihr zu, wenn sie sprach, und bedienten sie mit aufmerksamer Beflissenheit.

Aber das Kleid, das sie trug, war nicht mehr das aufgearbeitete Braunseidene, sondern ein nach der neuesten Mode geschnittenes schwarzes Sommerkleid mit weiten luftigen Ärmeln, weißem Besatz und leicht hingestreutem, mattsilbernem Schmelz.

Durch die dichtgestellten Tische und die gerade vom Tanz abtretenden Paare wollte er sich zu ihr hindurchwinden.

Sie aber war seiner bereits ansichtig geworden, hatte ihren Platz verlassen, ging ihm mit behendem Schritt entgegen.

„Das ist schön von dir, mein Junge. Ich wußte, daß du an diesem Tage deine alte Mutter nicht vergessen würdest."

Er küßte die ihm herzlich, aber mit einer gewissen Hoheit entgegengestreckte Hand.

An diesem Tage? fragte er sich. Was meint sie damit?

Justizrat Wolter, der als besonders geehrter Gast zu ihrer Linken saß, klärte ihn auf: „Frau Wallburg-Werra feiert heute ihren Geburtstag."

Richtig! Und nicht mit einem Gedanken hatte er daran gedacht! Noch nie war es ihm geschehen. Immer war er der Erste gewesen, der mit einem Strauß auserwählter Rosen, wie er sie früher in ihren Glanztagen ihr gebracht, in dem kleinen Zimmer erschien, ihr seine Glückwünsche auszusprechen.

„Den ganzen Morgen habe ich auf dich gewartet, weil ich nicht glaubte, daß du zu dieser Stunde Zeit haben würdest. Aber um so besser, daß du jetzt gekommen bist. Da kannst du doch sehen, daß die alte Wallburg-Werra an diesem Tage, wie früher einmal, ihre Freunde und Verehrer um sich sammelt."

Ja, es war wie früher, als sie noch auf ihrem Werra Hof hielt und sich huldigen ließ. Und daß eine versunkene Vergangenheit, die sie längst zu den Toten gelegt, einmal noch auferstanden, ihr ihre Verbeugung zu machen, das war es, was sie mit stolzer Genugtuung erfüllte.

„Frau Vandekamp hat auch geschrieben. Sehr liebevoll und nett. Und Ina und das Brautpaar."

Ein lautes Beifallklatschen schnitt ihr das Wort ab.

Ein junges Tänzerpaar war auf die Diele getreten.

„Ein russischer Graf, wenn es nicht ein Prinz ist", flüsterte sie ihm zu, „mit einer entzückenden Frau. Du wirst sie nachher kennenlernen. Sie machten mir ihren Besuch, und ich lud sie ein."

Nun kam auch Pfarrer Wendland.

Der Hoteldirektor, der Frau Sabines Tisch in beständiger Obacht hielt, sich auch gelegentlich nach ihren Wünschen erkundigte, ließ auf einen Wink von ihr kunstvoll gebildete Früchte von Eis und Erdbeerbowle reichen, und Pfarrer Wendland wollte, um seinem Besuch wenigstens einen Zweck zu geben, einige Worte an Frau Sabine richten, als oben auf der Freitreppe Ina und das Brautpaar erschienen, die von ihrer Fahrt auf ein benachbartes Gut zurückkehrten, der Großmutter ihre Aufwartung zu machen. Nun wurde das Anrücken eines neuen Tisches erforderlich.

Auf der Diele glimmten bunte Lichter und matt erglühende Lampions auf, und der Tanz, der nur auf eine kurze Weile unterbrochen war, schien auf seinen Höhepunkt zu kommen.

Auch das Brautpaar beteiligte sich an ihm. Und Anna Katharina kam an diesem Abend wenig zum Sitzen.

Ina war nicht weniger begehrt, legte sich aber größere Zurückhaltung auf und war mit ihren Tänzern wählerischer.

In ihrem Tanz war beides: die Anmut und der Stolz.

Den Kopf hielt sie stets aufrecht, senkte ihn auch nicht, wenn die Bewegungen, die sie mit vornehmer Lässigkeit ausführte, es vielleicht erfordert hätten, auch nicht in der Unterhaltung, bei der sie meist die Zuhörende blieb.

Vom Wasser her zog eine Brise auf, trug einen kühlen Hauch in die auch dem aufsteigenden Abend nicht nachgebende Hitze, spielte mit erfrischendem Salzduft um Friedrich Vandekamps vom Hut entblößtes Haupt.

Wie wohltuend das alles war! Wie angenehm und behaglich es sich hier saß im bequemen Korbsessel inmitten von Menschen, die von der Sorge und dem Kampf des Lebens, in dem er sich Tag für Tag herumgeschlagen, nichts wußten! Und wie köstlich diese eiskalte, duftende Erdbeerbowle schmeckte.

Ja, Frau Sabine, die wußte das Leben zu nehmen! Die lebte es eben, während er und so viele andere nur von ihm gelebt wurden, pflückte den Tag wie eine holde Blume, die verblüht und nie wieder kommt. Und war dreißig Jahre älter als er!

Ein anderes Bild stieg vor ihm auf: Söna Sentland. Öfter als er sich gestehen wollte, hatte er an diesem Abend ihrer gedacht.

„Wenn Sie gehen, wohin Sie gehen, und wäre es bis an das Ende der Welt! Nehmen Sie mich mit."

Ja wer das könnte, wer alles hinter sich lassen . . . nein, das Leben macht nicht frei, es bindet, je älter man wird. Und je männlicher einer empfindet, und je stärker er ist, um so mehr fühlt er diese Gebundenheit, fühlt, daß sie sein Schicksal ist.

Nun war es wirklich Abend geworden. Die buntschillernden Lampen spendeten helleres, weithin leuchtendes Licht.

Am Strande wandern Ina und Pfarrer Wendland.

Sie sprechen nicht viel. Dazu ist der Abend zu schön, zu stillegebietend. Aber wenn sie es tun, dann ist es nicht mehr der Widerstreit, der sie erfüllt, nicht mehr das Trennende, das sie so manches Mal empfunden, mit allem guten Willen doch nicht auszumerzen vermochten. Das Meer an einem feiernden Sommerabend hat Ewigkeitsgedanken, und Ewigkeitsgedanken haben etwas Einigendes und dulden nicht das Trennende, dulden auch das Enge nicht und nicht den kleinlichen Kampf. Es macht alles gleich und groß und stumm.

In gleichem Rhythmus kommen Wellen gezogen, eine wie die andere. Und ziehen doch jede ihre eigene Bahn. Bis sie, klanglos ausgelöscht, still einmal verebben.

„Wie im Leben", sagt er zu Ina, „wo keiner vom anderen etwas weiß und ihn doch niemals ruhen läßt, wo eine Woge die andere verdrängt, bis einmal alles wesenlos verebbt."

Er beginnt von seinem Amt zu sprechen und von der Verantwortung, die ihm die Größe und die Wucht einer neu gekommenen Zeit auferlegt.

Er weiß, daß sie ihm auch hierin nie recht gefolgt ist, und tut es doch: Wie diese Zeit wie das Meer ist, das das Einzelwesen aufgehen läßt in der Tiefe seiner rastlos schaffenden Ewigkeit, nur um es neu geboren und neu gestärkt seiner eigentlichen Bestimmung wiederzugeben.

„Und diese Bestimmung?" fragt sie ihn.

„Ist das stirb und werde. Wir alle müssen sterben, um zu werden. Das ist das große, unergründliche Geheimnis des schöpferischen Willens."

*

Im Hause am waldigen Bergknie ist eifrige Geschäftigkeit. Die Vorbereitungen für die Hochzeit, die man auf Friedrich Vandekamps Wunsch bereits auf den Anfang des September festgesetzt hat, sind in vollem Gange. Seine Kinder will er noch verheiratet sehen. Und dann . . .

Frau Dörthe hat keine Zeit krank zu sein, auch keine mehr, Reisepläne zu schmieden. Ihr Sinnen und Denken ist auf das bevorstehende Fest gerichtet, es ihrem Sohne wieder so schön und glanzvoll auszurichten wie damals die Feier seiner Verlobung.

Da geschah etwas, das niemand erwartet hatte und allen sehr ungelegen kam: Friedrich Vandekamp erkrankte.

Ganz plötzlich geschah es, in einer Nacht, in der er aus schwerem Schlaf erwachte, nach Luft rang und fühlte, daß sie ihm versagt war.

In zarter Rücksichtnahme auf seine Frau, der er jede Aufregung und Mühe fernhalten wollte, weckte er niemand, wurde aber des Morgens in geschwächtem Zustande und in Schweiß gebadet in seinem Bett gefunden.

Geheimrat Meckbach wurde gerufen, verschrieb allerlei, verordnete Ruhe und machte sein bedenkliches Gesicht.

Von diesem Tage an schloß sich Friedrich Vandekamp in sein Zimmer ein, empfing niemand mehr. Auch Dr. Meckbach nicht mehr, beschränkte selbst die Besuche seiner nächsten Angehörigen auf das Notwendigste.

Nur eine kam zu ihm: Söna Sentland. Die ließ er mit seinem Wagen abholen, und dann erschien sie mit Geschäftsbüchern und Schreibmaschine in seinem Zimmer, für das jedem anderen der Zugang gesperrt war.

Was er aber in diesen oft stundenlang währenden Besuchen mit ihr besprach, was er ihr diktierte, oder mit ihr verhandelte, das war in ein tiefes undurchdringliches Geheimnis gehüllt. Niemand wußte es, auch Timm nicht, der zuerst ein Anrecht darauf zu haben glaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vulkan voller Tiere.

Reisebericht aus dem ehemaligen Deutsch-Ostafrika.

In dem rasend treibenden Nebel, aus einer Wildnis von Regenwald und immergrünem Buschwerk emporkletternd mit hämmernden Motoren, hielten die drei Autos auf einer Art von Grat an, der wenige Meter rechts von dem schmalen Feldweg ins Bodenlose abzusinken schien. Die elf Europäer eilten zum Absturz und starrten mit den Anzeichen höchster Neugier und allen verfügbaren Ferngläsern in die Tiefe. Aber zu sehen war, außer einigen unbestimmt hellgelben Flecken, gar nichts. Der Wind, vom Oldeani-Plateau heraufkommend, stieß immer neue und immer dickere Nebelschwaden über den Grat in die Tiefe. Die Europäer waren leicht enttäuscht. Sie hatten eine Fahrt von über 200 Kilometern eigens gemacht, um dieses Naturwunder zu sehen: den Ngorongoro-Krater. Und nun standen sie da, vom Nebel umfaucht und frierend in der Morgenkälte auf 2400 Meter Seehöhe, eingemummt bis an die Zähne und oben auf dem Kopf die weißen Korkhüte. Ostafrika ist, witterungsmäßig und temperaturmäßig, überhaupt eine ulkige Kombination von Wintermantel und Tropenhelm.

Schließlich rief der, der das beste Fernglas hatte, aufgeregt: „Ich sehe was Schwarzes da unten, vielleicht Gnus!" — „Oder gar Büffel", meinte ein anderer. Die Nebel waren für einen Augenblick zerrissen. Man ließ die Frage indes unentschieden. Frostzitternd, eine der Damen mit leichter Übelkeit infolge der großen Höhe, kletterte man wieder in die Autos. Man sagte sich, so wäre Afrika halt bei schlechtem Wetter und war letzten Ende doch ganz zufrieden. Denn man hatte einen ersten Blick in den größten Zoo, das größte Freigehege der Welt getan, in den Vulkan voller Tiere.

Der enthüllte sich dann gegen Mittag, als wir uns längst im Camp verstaut hatten, in aller wünschenswerten Vollständigkeit. Man denke sich den Krater eines erloschenen Vulkans, einen richtigen Krater mit flachem Boden und recht steilen, wenn auch nicht unersteiglichen Wänden, von einigen 20 Meilen Durchmesser und etwa 600 Metern Tiefe. Das heißt: man kann sich ja weder 20 englische Meilen noch 600 Meter Tiefe auf Verlangen vorstellen, ein so exaktes Raumgefühl hat kein Mensch. Um es kurz zu sagen: man steht vor einem gigantischen Gebilde, einem riesigen, an den Rändern stark ausgezackten Bottich, in dem einst die Urgewalten der Erde ihre Lava kochten, vor vielen, vielen Zeiten. Jetzt kocht die tropische Sonne eine friedliche, gelbbraune Steppe dort unten und den Salzsee mitten in ihr, der gut ein Viertel des gesamten Areals einnimmt. Drüben über den Zacken des Kraterrandes aber brauen blaugrau die Nebel und es ist ein wunderschönes Bild in den gedämpften, leicht überhauchten Farben Afrikas. Aber was das Unfaßliche ist an der Sache, so daß man nicht ganz wagt, seinen Augen zu trauen: die ganze Steppe drunten ist wie gesprenkelt von den unzähligen Rücken riesiger Herden afrikanischen Wildes, von Antilopen jeder Größe, Springböcken, Kudus, Kongonis, Impallas und wie sie alle heißen, von Zebras, Büffeln oder Gnus, — niemand vermag zu sagen, wie sie ursprünglich da hinein gekommen sind. Nur Giraffen schienen zu fehlen, jedenfalls konnten wir mit aller Mühe keine entdecken, und die Raubtiere halten sich bei Tage ja sowieso verborgen. Durch ein äußerst strenges Schießverbot geschützt, weidet, so scheint es, halb Afrika da unten, und der Anblick dieses Tierparadieses, als ich im überwältigend hellen Mittagslicht Afrikas am Abhang stand, ein wenig unterhalb des Camps, war sehr seltsam, befremdend fast und doch wieder bezaubernd durch seine Weite und stumme Größe, eine großartige und ganz radikale, irgendwie aber doch intensiv belebte Einsamkeit. Es war eine Hingerissenheit, die sich in einem leicht befangenen Kopfschütteln manifestierte, aus Verwunderung, daß es so etwas gibt. Nach einem letzten umfassenden Blick, der prüfen wollte, ob alles denn Wirklichkeit sei, wandte ich mich zum Camp zurück, schon außer Atem nach wenigen Schritten in der dünnen Luft und fand, daß die Gefährten der Safari, die wartend herumstanden — denn es sollte Schakulla (Essen) geben —, auch nichts zu sagen wußten zu diesem Phänomen. Und es war so still, daß ich die Uhr an meinem Handgelenk ticken hörte, ganz leis und fern . . .

Wann der Ngorongoro-Krater schöner ist im Wechsel der Stunden, ist schwer zu sagen. Besonders eindrucksvoll war — unwahrscheinlicherweise — die Nacht, in die mich ein die ferne Straße laut entlangschaukelndes Auto rief, während beim Öffnen meiner Haustür ein dunkler Schatten mindestens so groß wie ein starker Bernhardinerhund — Hunde gab es aber nicht im Camp —, vor mir stand und mich anglotzte. Leider verschwand er, ehe ich mein flashlight aufleuchten lassen konnte. Es war kein Laut von ihm zu hören. Und droben am Himmel standen die fremden Sterne dieser Erde, und irgendwo harfte der Wind durch die fast meterlangen Moosbärte an den Bäumen. In der noch schwärzeren Tiefe des Kraters aber geschah ein seltsames, fast helles Glimmen, und das war der schon erwähnte Salzsee, der auf eine unerklärliche Weise von innen heraus zu leuchten schien. Wobei nicht zu vergessen ist, daß er 600 Meter tiefer lag und gut fünf, vielleicht zehn Kilometer entfernt. Er war fast so deutlich zu erkennen wie am Tage, wie eine Fata Morgana, ein Riesenirrlicht, unheimlich und verlockend zugleich. Leider war keine Zeit, hinunter zu steigen.

Auf eine andere Weise schön war dann der Morgen, der in düsterstem Novembergrau anhob. Und dann stieg, rosa zuerst, später weiß und sofort blendend hell der Tag auf und hob die Sonne mit Zauberschnelle fast senkrecht vom Ostrand des Kraters empor durch die weißen Wolken der Höhe, gleißte auf den Nebelbänken, die über der blauenden Tiefe schwebten und funkelte im klatschnassen Gras unserer Camp-Wiese. Drunten aber schienen die wilden und friedlichen Herden noch zahlreicher geworden zu sein, und sie grasten, die Rücken den Sonnenstrahlen darbietend, grasten wie jeden Morgen seit Anbeginn des Lebens in diesem uralten Krater und wie sie, in erhabener Gleichförmigkeit, weiter grasen werden in alle Zukunft hinein dieses ewigen Afrikas.

Erich macht Schluß.

Humoreske von Horst Schultz.

Ich bin ein Freund der Geselligkeit. Nur manchmal, am Sonnabend nachmittag, ziehe ich mich heimlich mit mir allein auf mein Zimmer zurück. Ohne zu schlafen, zu lesen oder zu denken, setze ich mich auf den Rand meiner Liege und brauche nicht mal eine Zigarette zu meinem stillen Glück. Gestern ließ ich sogar den Kaffee kalt werden, den mir meine Wirtin hereinreichte.

Zehn Minuten waren wohl vergangen, und ich hätte diese stille Einkehr auf eine Stunde und mehr ausgedehnt, wenn nicht mein Freund Kurz gekommen wäre, der schweigsame Buchhalter von Kaffee-Möller, und der zuverlässige Verteidiger unseres Hockey-Klubs.

Der wortkarge Kurz! Im Flur fragte er meine Wirtin dreimal nach mir, und als er atemlos, ohne den Hut abzunehmen, in mein Zimmer stürmte, sprach er auf mich ein, aus der Mitte irgend eines Satzes heraus, verknotete sein Halstuch und hängte seinen Mantel an den Fensterriegel.

Diese Lebhaftigkeit hatte ich an meinem Freund nie beobachtet. Stets schien er irgendwie abseits zu stehen, ein verständnisloser Zuschauer, der im Leben die Spielregeln nicht recht beherrschte, die ihm beim Hockey so geläufig waren.

Er stand in meinem Zimmer, zerrte noch immer an seinem Schal und redete, daß ich ihm kaum folgen konnte. Es mußte etwas Schreckliches vorgefallen sein. Er war wie verwandelt.

„So setz dich doch erst mal und nimm eine Zigarette!" beruhigte ich ihn. Er blickte zum Fenster hinaus, als ich ihm die Dose reichte.

„Rauchen? Nie wieder! Ich werde es ihr schon zeigen!" Er dankte entschieden.

Ich verstand bald gar nichts mehr. „Also deine Frau willst du nicht mehr sehen, und rauchen willst du auch nicht mehr? Jedes für sich ist schon schwer faßbar, aber beides zusammen . . .“ Ich schüttelte den Kopf. Erich schritt durch das Zimmer auf und ab.

„Immer und immer wieder geb' ich nach, lasse meiner Frau jeden Willen — und, nun ja, wenn ich hin und wieder mal Asche auf den Boden streue . . .“ Er zuckte mit den Achseln und begann wieder, an seinem Halstuch zu knoten.

„Wenn es weiter nichts ist — das läßt sich wieder einrenken“, tröstete ich ihn, „aber bei mir kannst du deine Asche verstreuen, soviel du Lust hast. Meine Wirtin kommt ohnehin jedesmal mit der Schaufel, wenn du hier gewesen bist. Also greif zu! Links liegen die ohne Mundstück.“

„Nein!“ erklärte Erich laut, und es klang, als erteile er sich einen Befehl.

„Was hat das mit deinem Ärger zu tun?“

Erich schien mit seinen traurigen Augen die Fransen am Teppich zu zählen. „Ich gebe ja zu, man soll die Asche nicht auf den Teppich streuen. Meine Frau hatte Grund, böse auf mich zu sein. Aber sie brauchte mich nicht so anzufahren, als sie vorhin in mein Zimmer kam. Ich gelobte ihr, nie wieder und so weiter. Stimmt schon, ich hab' es ungezählte Male versprochen. Aber dann kam diese boshafte Antwort, und . . . das hat mir genügt.“

„Was hat deine Frau denn gesagt?“

„Ich sei ein willensschwacher Mensch, meinte sie. In einem so abgeschmackt ruhigen Ton sagte sie das, als dächte sie schon seit dem ersten Tag unserer Ehe so über mich. Und ich würde mich nicht ändern. Da packte es mich, und ich gebrauchte so ein paar Kraftworte, weißt du, und sagte ihr: „Ich werd' dir schon zeigen.“ — „Gar nichts wirst du zeigen“, erwiderte sie darauf. Und da habe ich meine frisch angerauchte Zigarette in den Aschbecher gedrückt, in den Aschbecher, verstehst du, habe Hut und Mantel genommen und ihr von der Tür zugerufen: „Ich kann ohne Rauchen auskommen, und ohne viel anderes noch!“ Oder so ähnlich.“

„Du willst also nie mehr rauchen?“ fragte ich ihn bewundernd.

„Nie mehr, und ich gehe auch nicht zu ihr zurück.“

„Na komm, Erich, wir wollen ein Stück laufen, das wird uns beiden wohl tun!“ sagte ich ihm, und wir gingen. —

Ich rauchte wie ein Schlot, während ich auf ihn einredete. Erich blieb standhaft und nahm auch sonst keine Lehren an. Meine ganze Weisheit schien nichts zu helfen. Wir liefen zur Stadt hinaus.

„Ich bin ein Mann. Ich habe Charakter. Mich kommandiert man nicht so“, sagte er ein über das andere Mal.

„Du wirst nicht mehr rauchen, das ist gut“, pflichtete ich ihm bei, als wir den Rückweg antraten. „Aber du wirst zu deiner Frau zurückkehren, nichts sagen und dich in deinem Zimmer an den Schreibtisch setzen, als sei nichts gewesen. Gesellig muß man sein, nicht so unverträglich.“

„Ich werde hinaufgehen, ganz recht“, antwortete Erich mit zerknirschter Stimme, „aber ich werde ihr die Wahrheit sagen, nur damit sie nicht denkt, ich wäre so einfach aus Angst davongelaufen. Und dann muß ich ja meinen Rasierapparat holen. Überhaupt, ich gehe nur wegen des Rasierapparates, nur aus diesem Grunde.“

„Erich, sei vernünftig, du sollst in Frieden hingehen. Rasieren könntest du dich auch mit meinem Apparat.“

„Ich will aber meine eigene Klinge holen“, beharrte Erich, „und zeigen, daß ich Charakter habe.“

Ich redete noch manches, bis wir vor dem Hause meines Freundes standen. Er wohnte im ersten Stock.

„Du wartest hier einen Augenblick“, bat er mich, „in spätestens zwei Minuten bin ich wieder unten.“

Ich ging auf und ab. Nach zehn Minuten schaute ich zum ersten Male nach der Uhr. Zwanzig Minuten vergingen. Dann wollte ich das Warten aufgeben und heimgehen, als im Vorderzimmer der Kurzschen Wohnung plötzlich das Mittelfenster hell aufleuchtete.

Auf den gelben Vorhängen zeichnete sich der Umriß einer Gestalt ab. Erichs Kopf erschien im Fenster, er winkte mir.

„Bis übermorgen!“ rief er mir zu.

Als ich noch einmal zurückschaute, schloß Erich das Fenster. In dem Schatten seiner Figur bewegte sich ein glimmender Punkt: Er rauchte wieder.



Bunte Chronik



Die heißeste Stadt der Welt.

Als die heißeste Stadt der Welt gilt Yuma am Colorado-Fluß in USA. Schon auf dem Wege zu diesem weltverlorenen Nest ist die Hitze unerträglich. In den Eisenbahnwagen können sich die Passagiere nur aufhalten, insofern sie ununterbrochen Eisgetränke zu sich nehmen. Die Eisenbahngesellschaft würde sich hüten, ein Thermometer in den Wagen anzubringen — sonst würden die Fahrgäste mit Schrecken feststellen, daß die Temperatur etwa 50 Grad beträgt. Jeder Luftzug, statt zu kühlen, brennt wie Feuer. Die Fahrgäste fühlen sich als wenn sie in einem heißen Bad säßen. Sie befinden sich alle in einem Dämmerzustand. Yuma ist nicht nur die heißeste Stadt, sondern zugleich eine Art Venedig, freilich nur im Frühling, zu einer Zeit, da die Stadt stets überschwemmt wird. Auf alle Fälle gibt es in jedem Haus ein Boot, das in dieser Jahreszeit benutzt wird. Die Stadt liegt ganz abseits von der Zivilisation und hier kann man noch Indianer in voller Kriegsbemalung bewundern. In ihrer farbigen Kleidung mit Mokassinen und Federpracht muten sie wie Figuren aus einem Karl-May-Roman an.

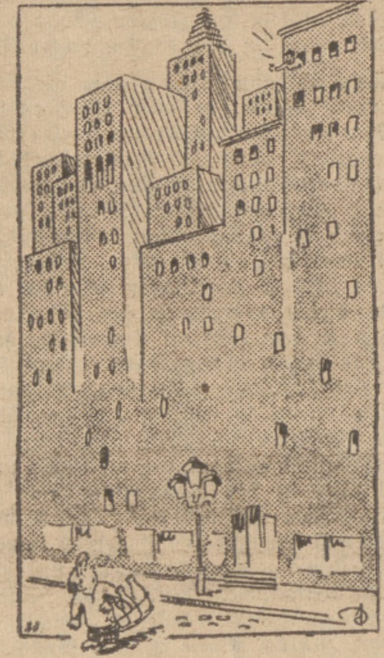
Yuma ist eine sehr saubere Stadt, in der die Sonne buchstäblich jeden Tag im Jahre scheint. Am Tage ist die Hauptstraße Main-Street vollkommen menschenleer. Kein Wunder, denn das Thermometer mißt 120 Grad Fahrenheit im Schatten. In dieser furchtbaren Hitze werden dennoch in der Umgebung der Stadt Arbeiten verrichtet. Es ist ein ewiger Kampf mit der Natur, die in dieser Ecke der Erde unbarmherzig ist. Die Arbeiten drehen sich um die Bewässerung der öden Täler und um die Vertilgung von Skorpionen und Klapperschlangen, die eine wahre Plage der Gegend sind.



Lustige Ecke



Rücksichtsvoll.



„Hallo, ich vergaß, daß ich auch ein kleines Fläschchen Kaffeesahne haben sollte!“

*

Gott verzeih mir!

Der berühmte Komponist Lully hörte eine seiner Opernarien in der Messe spielen und sagte: „Ach, lieber Gott, ich bitte dich um Vergebung, ich hatte sie nicht für dich gemacht.“

Verantwortlicher Redakteur: i. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z. o. p., beide in Bromberg.